

III. MODELLE FÜR DIE PRAXIS

Lothar Kuld

„Menschsein für andere“

Das Projekt Compassion

Prof. Dr. Lothar Kuld ist Professor für Religionspädagogik an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe und hatte die Leitung der wissenschaftlichen Begleitung des Compassion-Projektes inne.

„Als ich verkündet bekam, dass ich in die Werkstätten für Behinderte kam, war ich nicht so begeistert. ‚Behinderte, na toll‘, habe ich gedacht und außerdem habe ich befürchtet, dass ich meine Arbeit nicht bewältigen kann, weil ich es dort psychisch nicht aushalte,“ schreibt die Schülerin einer 11. Klasse, die im Rahmen des Compassion-Projekts ihrer Schule zwei Wochen lang mit geistig behinderten Jugendlichen zusammen war. Jetzt aber „bin ich sehr froh, dass ich in (diesen Werkstätten) war. Ich habe gelernt, mit Behinderten umzugehen, ohne ein sentimentales Gefühl zu haben. Sie sind glücklich mit

Theologie der „Compassion“

Das Schulprojekt, von dem die Schülerin soeben erzählt hat, heißt „Compassion“. Der Name ist Programm. Er ist im Deutschen so gut wie nicht übersetzbar. Worum es geht, ist die Haltung des Mitgefühls und der Solidarität mit jenen, die aus welchen Gründen auch immer auf die Hilfe anderer angewiesen sind. Dieses Engagement ist mit dem Wort Compassion gemeint, und es ist nach Johann Baptist Metz die Mitgift des Christentums für die entstehende Weltgemeinschaft. Die Mystik des Christentums sei eine Mystik der „Mitleidenschaft“, in der ich mich von der Not der anderen anrühren lasse und daraufhin mein Engagement entfalte. Der Imperativ des Christentums lautet nach Metz: Hinschauen, die Augen öffnen. „Im Entdecken, im Sehen von Menschen, die im alltäglichen Gesichtskreis unsichtbar bleiben, beginnt die Sichtbarkeit Gottes, öffnet sich seine Spur.“ Das Christentum lehrt eine Mystik der Welt, nicht der Innerlichkeit, sagt Metz. Jesu Blick habe ja primär nicht der Sünde, sondern immer erst dem Leid der Menschen gegolten. Diesen Impuls nimmt eine Theologie der Compassion auf.

Compassion, „Mitleidenschaft“ oder gar „Mitleid“ erscheint freilich als sehr unzeitgemäß. Mitleidenschaft hat mit Leiden zu tun. Und Leiden ist immer schlecht. Wer möchte sich schon bemitleiden lassen? Und Leid empfinden mag man auch nicht. So haben wir zweifellos eine Kultur des Wegsehens bekommen, in der einer, der hilft, als der Dumme gilt oder psychologisierend als der hilflose Helfer dasteht, der nur sich selbst helfen möchte, wenn er sich anderen zuwendet.

Was die Schule leisten kann

Die Entsolidarisierungstendenzen unserer Gesellschaft und ihre Ursachen sind vielfach beschrieben. Das Verschwinden traditioneller Solidaritätsbündnisse und ihrer Milieus (Familie, Nachbarschaft, Kirchen) ist Fakt und lässt sich auch durch eine noch so gut gemeinte Pädagogik nicht einfach aufhalten. Das wäre schlichtweg weltfremd. Die Schule kann aber, weil sie die Jugendlichen wie keine andere gesellschaftliche Einrichtung sonst über viele Jahre hinweg beeinflusst, jene Einstellungen, Denk- und Verhaltensweisen stärken, auf die jede Gesellschaft dringend angewiesen ist und die sie durch Gesetze doch nicht machen kann: Mitgefühl und Solidarität.

Jugendliche und Erwachsene, auch die nicht kirchlich engagierten, sind zur Hilfe für andere Menschen bereit, wenn es „Spaß“ macht, nicht, weil sie sich einem be-



Internetauftritt der Klassen 10 a und b des Gymnasiums Ettal, die sich 2002/2003 am Compassion-Projekt beteiligten.

ihrem Leben und brauchen es nicht. Sie brauchen Hilfe und Unterstützung, ein offenes Ohr, Verständnis, aber kein sentimentales Gefühl. Ich glaube, ich habe jetzt auch etwas mehr Geduld. Wenn man hundertmal ein und dasselbe erzählt bekommt, ist man nahe am Ausrasten; aber ich habe gemerkt, wie gut das Zuhören tut. Und die Behinderten sind auch nicht blöd. Sie sind langsam, haben eine schlechte Konzentration oder sind unflexibel, aber sie haben Gefühle. Mehr vielleicht als jeder ‚normale‘ Mensch. Dass die Martina aus meiner Gruppe geweint hat, weil ich nach zwei Wochen nicht mehr da bin. Wo passiert einem das sonst noch? Wo fragt einen jemand, ob man Schmerzen oder Angst hat, nur weil man gerade mal etwas müde ist? Der Michi hat’s getan.“

stimmten Milieu verpflichtet wissen oder aus religiösen Gründen oder gar aus einem Opfermotiv heraus, sondern sie helfen, weil sie helfen wollen. Es muss “Spaß” machen, das heißt: Sie müssen einsehen können, wozu ihr Engagement gut ist, ihr Engagement muss überschaubar sein und zeitlich begrenzt bleiben, und sie müssen jederzeit auch wieder aussteigen dürfen, wenn der konkrete Anlass sich erledigt hat. Jugendliche und junge Erwachsene leben heute weithin beides: Sie sind egozentrisch und sozial zugleich. Die Orientierung an den eigenen Interessen schließt das Engagement für andere nicht aus. Im Gegenteil. Das eigene Leben ist immer auch ein Leben mit anderen. Der Soziologe Ulrich Beck hat das einmal “solidarischen Individualismus” genannt. Ob daraus allerdings Hilfsbereitschaft für andere, die mir auf den ersten Blick nichts nützen, entstehen kann, erscheint mehr als fraglich. Mitgefühl und Solidarität mit anderen, die nicht unbedingt zu meinen Freunden oder meiner Familie gehören, muss gelernt werden. Das ist der Ansatz des Compassion-Projekts. Es beruht auf einer Initiative der Freien Katholischen Schulen in Deutschland und wird inzwischen auch von staatlichen Schulen und Schulen in freier Trägerschaft innerhalb und außerhalb des deutschen Sprachraums adaptiert. Der Dachverband der europäischen Elternvertretungen EPA (European Parents Association) hat das Projekt als bestes pädagogisches Projekt mit dem ALCUIN-Award 2002 ausgezeichnet.

Das Projekt will sozialverpflichtete Haltungen unter Jugendlichen stärken. Zu diesem Zweck bringen Compassion-Schulen ihre Schülerinnen und Schüler im Rahmen eines zweiwöchigen Praktikums mit Menschen in Kontakt, denen die meisten in ihrem Alltag wahrscheinlich nie begegnen würden: behinderte Menschen, Kranke, Alte, Obdachlose, Asylsuchende, kleine Kinder, Menschen am Rande der Gesellschaft. Die Schülerinnen und Schüler werden angeregt, mit diesen Menschen zu kommunizieren und mit dem zu helfen, womit sie helfen können. Sie sollen erkennen, dass sie es mit Menschen zu tun haben, die sind “wie wir”, die sogenannten “Normalen”, und ein Recht haben zu sein, wie sie sind.

Das Praktikum ist für alle Schülerinnen und Schüler der Klasse verpflichtend. Ein Lehrer, eine Lehrerin koordiniert die Einsatzplätze. Die Lehrerinnen und Lehrer besuchen die Schülerinnen und Schüler am Praktikumsort, halten Kontakt und begleiten die Praktika vorbereitend und reflektierend in ihrem Fachunterricht. Diese Reflexion ist entscheidend und das pädagogisch Neue am Compassion-Projekt. Es verbindet die erlebnispädagogische Maßnahme eines Sozialpraktikums mit Reflexion, weil soziale Haltungen letzten Endes auf Einsicht, nicht Erlebnis beruhen. Erlebnisse und Gefühle während der Praktika wechseln. Sie werden auch vergessen. Sie können gut oder schlecht sein. Reflektierend werden sie verstehen, was es heißt, alt zu sein, behindert zu sein, und warum Menschen, die scheinbar anders sind, Menschen sind wie sie selbst, und das, was die Schülerinnen und Schüler im Praktikum sehen, zu den Bedingungen des Menschseins dazu gehört.

Chancen des Religionsunterrichts

Die unterrichtliche Begleitung der Praktika geschieht in mehr oder weniger allen Fächern. In Geschichte können die Schüler etwas über Hospize oder soziale Gesetzgebung oder Euthanasie erfahren, im Deutschunterricht ist z.B. die Lektüre des Erfahrungsberichts von Fredi Saal, *Warum sollte ich ein anderer sein wollen?*¹ möglich, der Biologieunterricht erklärt das Down-Syndrom oder erregt zur sachkundigen Auseinandersetzung mit gegenwärtiger Genforschung an, der Sportunterricht kooperiert mit Behinderten, der Kunstunterricht regt eine künstlerische Auseinandersetzung mit den im Praktikum gemachten Erfahrungen von Hell und Dunkel oder den ästhetischen Klischees von Leben und Tod, Jungsein und Altsein an.

Der Religionsunterricht hat die Chance, dass seine Themen durch das Praktikum “geerdet” werden. Solidarität mit “den Armen”, biblisch “den Geringsten”, den Marginalisierten und Übersehenen, der Appell an Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, Mitmenschlichkeit und Mitleidenschaft in der jüdischen Ethik (Am 5) und der Ethik Jesu (Lk 10; Mt 25); das Bekenntnis zum barmherzigen Gott im Islam; Bhakti im Hinduismus und Buddhismus; zentrale Themen des Religionsunterrichts wie die Frage nach dem Sinn menschlichen Lebens, die Theodizeefrage, die Frage nach Glück und gelingendem Leben, nach Lebensanfang und Lebensende; Fragen der medizinischen Ethik, der Bioethik, der Sozialethik, die Geschichte und Gegenwart von Caritas und Diakonie; – all diese, jetzt noch nicht einmal vollständig aufgezählten Themen und Inhalte des Religionsunterrichts bieten vielfache Chancen, Erfahrungen aus den Sozialpraktika mit dem Unterricht zu verknüpfen.

An vielen Schulen haben Religionslehrerinnen und Religionslehrer die Funktion des Koordinators übernommen. Das ist verständlich, hat doch das Fach Religion von seinen Inhalten her eine hohe Affinität zum Projekt. Aber “Mitleidenschaft”, “Menschsein für andere”, Mitmenschlichkeit und Solidarität sind selbstverständlich keine evangelischen oder katholischen Spezialtugenden.

Oder sind kirchliche Jugendliche altruistischer?

In den von uns begleiteten Schulen ging fast die Hälfte der kirchlichen Jugendlichen in Einrichtungen für behinderte oder alte Menschen, obwohl diese Einrichtungen zu Beginn des Schuljahres nicht ihre erste Option darstellte. Aber man muss festhalten, dass diese Option von der Gruppe der kirchendistanzierten Schüler gar nicht erst angegeben wurde. Die kirchlichen Jugendlichen haben sich der Herausforderung der als “schwierig” geltender Einsatzbereiche eher gestellt als andere. Schülerinnen und Schüler mit dieser Verhaltensbereitschaft sind unter kirchlichen Jugendlichen in der Tat häufiger zu finden

1 Vgl. F. Saal, *Warum sollte ich ein anderer sein wollen?* Neumünster 2002.

als unter kirchlich distanzierteren. Die Gründe hierfür sind vielfältig. So melden die kirchlichen Jugendlichen, gemessen am häufigen Kontakt zu einer Kirchengemeinde, gegenüber ihren kirchendistanzierten Altersgenossen ohne Kontakt zu einer Kirchengemeinde eine deutlich bessere Unterstützung und Würdigung ihres sozialen Engagements durch Eltern und Freunde. Sie haben auch insgesamt bessere Erfahrungen mit Erwachsenen, sehen mehr Erwachsene, die sich über die Familie hinaus für andere Menschen engagieren, und sind sozial einfach besser integriert. Soziale Integration in einem Verein, einem Club, einer Jugendgruppe erhöht die Verhaltensbereitschaft zu sozialem Handeln. Das ist natürlich: Wer für die Gruppe sich engagiert, profitiert seinerseits vom Erhalt der Gruppe, der er angehört.

Hier liegt allerdings auch eine Grenze kirchlicher Solidaritätsmilieus. Ihre Solidarität ist nicht grenzenlos, sie gilt denen, für die in der Kirche aufgerufen wird. Die Auflösung dieser Milieus wäre jedoch nicht besser; denn dadurch gingen genau jene solidaritätsschöpfenden Milieus verloren, ohne die die Gesellschaft als ganze nicht auskommt und welche die Gesellschaft selbst nicht ausbildet.

Mit der Erosion von Kirchenbindung, Familie und Nachbarschaft, traditionellen Solidaritätsbündnissen also, geht daher die Notwendigkeit einher, nach neuen For-

men von solidaritätsbildenden Milieus Ausschau zu halten. Es scheint, dass genau hier auf die Schulen eine neue Aufgabe zukommt. Compassion ist sicher kein Projekt zur Änderung der Gesellschaft. Das kann die Schule nicht leisten und ist auch nicht ihre Aufgabe. Die Schule kann aber Erfahrungen ermöglichen, Reflexionen anregen und Begegnungen unter Menschen organisieren, die sich ohne diese Vermittlung wahrscheinlich kaum begegnen würden: Junge und Alte, Kinder und Schüler, Behinderte und scheinbar Nichtbehinderte, Einheimische und Fremde, Behütete und Flüchtlinge. Solidarität mit anderen Menschen kann nur entstehen, wenn man sie kennt.

Wir haben Jugendliche an Compassion-Schulen und an Schulen ohne Sozialpraktika gefragt, was sie zu folgender Frage meinen: Ob man langfristig besser dasteht, wenn man sich für andere einsetzt, Frieden stiftet, anderen hilft, “anständig” ist. Die Antworten kann man statistisch so zusammenfassen. An den Schulen ohne Sozialpraktikum sinkt die Quote derer, die diese Frage beja-

hen, innerhalb eines Jahres und mit zunehmendem Alter der Schülerinnen und Schüler mit weiter fallender Tendenz. In Compassionschulen dagegen steigt sie an. Der Trend zur Entsolidarisierung ist nicht nur zu stoppen. Man kann ihn auf dem Wege reflektierter Erfahrungen auch umdrehen.

Weiterführende Literatur zum Projekt Compassion:

L. Kuld / St. Gönzheimer. Compassion. Sozialverpflichtetes Lernen und Handeln, Stuttgart 2000.

L. Kuld / St. Gönzheimer (Hgg.), Praxisbuch Compassion. Soziales Lernen an Schulen. Unterrichtsmaterialien für Sekundarstufe I und II, Donauwörth 2003.

L. Kuld, Compassion. Raus aus der Ego-Falle, Münsterschwarzach 2003.

J.-B. Metz / L. Kuld / A. Weisbrod (Hgg.), Compassion. Weltprogramm des Christentums. Soziale Verantwortung lernen, Freiburg 2000

A. Weisbrod / F. Kuhn / F. Hirsch, Compassion – Ein Praxis- und Unterrichtsprojekt sozialen Lernens: Menschsein für andere. Engagement. Zeitschrift für Erziehung und Schule 1994, H. 2-3. 268-307.